

Joachim Kahl

Heines „Loreley“ – eine hintergründige Ballade über Melancholie im Spannungsfeld von Realitätssinn und Lustbegehren

Loreley

Ich weiß nicht was soll es bedeuten
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldenes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer, im kleinen Schiffe,
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh´.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley getan.

Heines Gedicht „Die Loreley“ aus dem Jahre 1824 ist sein bekanntestes Gedicht überhaupt. Es ist zugleich das weltweit bekannteste Gedicht der deutschen Sprache. Russische, chinesische, japanische, vietnamesische Touristen, Touristen aus aller Herren Länder, die immer häufiger eine Prise Rheinromantik schnuppern wollen, singen es begeistert auf organisierten Schiffstouren in der Originalsprache. Die Vertonung durch Friedrich Silcher im Jahre 1837 tat der Dichtkunst Heines nicht nur keinen Abbruch, sondern verstärkte in ihrer Volksliedhaftigkeit das Hintergründige. Mit gespielter Unwissenheit beteuert Heine, den Sinn seiner Trauer

nicht zu kennen, und erhöht dadurch die Spannung der soeben eingeleiteten Ballade. Was ganz arglos, ja idyllisch beginnt („Die Luft ist kühl und es dunkelt und ruhig fließt der Rhein“), endet am späteren Abend regelmäßig mit einer Wasserleiche männlichen Geschlechts und geborstenen Schiffsplanken.

Heines „Loreley“ gehört zu den wenigen Märchen, die negativ ausgehen, wie beispielsweise „Vom Fischer und seiner Frau“ oder „Gevatter Tod“ von den Brüdern Grimm. Und dass es dem Dichter „nicht aus dem Sinn“ geht, rührt daher, dass es von einem exemplarischen, ja menschheitlichen Geschehen erzählt. Daher auch die durchgängig präsentische Sprachform, die Aktualität anzeigt und nur ganz am Schluss durchbrochen wird, um bekräftigend den Vollzug des Geschehens anzuzeigen.

Das Kerngeschehen der Ballade lässt sich so zusammenfassen: ein namenloser Bootsführer, ein romantischer Herr Jedermann, steuert seinen Kahn gegen Felsenriffe, weil er sich vom Gesang der Loreley ablenken, ja betören lässt. Verzückt schaut er nach oben statt aufmerksam nach vorne. Kurzsichtig frönt er der Lust, bis ihn die Realität in Gestalt der Felsenriffe gnadenlos auf den Boden der Tatsachen zurückholt. Heine ist traurig, weil ihn die düstere Ahnung beschleicht, dass dies kein einmaliger, gleichsam zufälliger Vorgang ist, sondern das Ganze sich jederzeit und überall wiederholen kann und unter anderen Bedingungen sich auch tatsächlich stets wiederholt.

In der Tat: Menschliches Versagen und Schiffbruch gehören strukturell zu unserer Existenz dazu. Mit Hedonismus allein, dem Streben nach Spaß und Genuss, ist das Leben nicht zu meistern. Vorsicht und Klugheit müssen hinzutreten. Dass der Schiffer ertrinkt, weil er dem „wundersamen“ Gesang der Loreley lauscht, darf im Sinne Heines allerdings nicht kulturpessimistisch überspannt werden. In seinem Versepos „Deutschland – ein Wintermärchen“ wünscht der Dichter „Rosen und Myrten, Schönheit und Lust“ für „alle Menschenkinder“ herbei und erhofft „Zuckererbsen für jedermann“. Insofern verabschiedet er in der „Loreley“ keineswegs diese seine humanistische Lebensfreude. Im Gegenteil, er beklagt, er betrauert die Leichtfertigkeit, ja die Dummheit, mit der der Rheinschiffer sein Leben verspielt.

Um dieses hart anmutende Urteil über den Schiffer zu rechtfertigen, muss ich kurz auf die Vorgeschichte der Loreley-Figur eingehen. Sie ist zwar eine Erfindung erst des frühen 19. Jahrhunderts, die sich dem Dichter Clemens von Brentano verdankt und von Heine übernommen wurde. Aber in ihrer inhaltlichen Füllung greift sie weit zurück auf die altgriechische Sagenwelt. Kurz: Loreley ist eine späte Nachfahrin der Sirenen.

Sirenen waren schöne, aber gefährliche Frauen mit einem Unterleib aus Vogelgefieder, dämonische Mischwesen, die auf einer Insel lebten. Von ihnen erzählt Homer in der Odyssee. Ihr einschmeichelnder Gesang zielte darauf ab, die vorbei segelnden Schiffer von der sicheren Route abzulenken und anzulocken, so dass sie auf der Insel strandeten und dort jämmerlich sterben mussten. Das Ufer war dementsprechend mit Menschenknochen übersät.

Odysseus freilich, der listenreiche, wusste sich zu wappnen und überlebte dank seiner vorausschauenden Klugheit und Tatkraft. Als er auf seiner Reise durch die Ägäis an dieser Insel vorbei kam, verklebte er seinen Matrosen die Ohren mit Bienenwachs, so dass sie den verführerischen Gesang der Sirenen gar nicht hören konnten. Sich selbst ließ er am Mastbaum festbinden und befahl, ihn auf keinen Fall zu befreien, sondern im Gegenteil die Stricke fester zu schnüren, falls er sich – voller Begierde auf die Sirenen – losreißen wollte. Namentlich an diese Szene mögen Theodor Adorno und Max Horkheimer in ihrer „Dialektik der Aufklärung“ gedacht haben, als sie die homerische Odyssee als *den* „Grundtext der europäischen Zivilisation“ bezeichneten.

Das ist zwar etwas übertrieben, denn es gibt mehrere Grundtexte der europäischen Zivilisation. Aber im Vergleich zu dem schwächlichen Bootsführer im oberen Mittelrheintal, der weder seinen Berufspflichten Genüge tut noch ans Ziel seiner Gelüste gelangt, erweist sich Odysseus als kluger und kraftvoller Held, der sich einen Vorbildcharakter bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Ihm gelingt es, die Gefahren des Lebens zu sehen und zu meistern. Er versöhnt Realitätsprinzip und Lustprinzip. Demütig lässt er sich fesseln und bändigt so, ja bezwingt die Allgewalt der Sinnlichkeit, die ihm und seinen Gefährten den sicheren Tod gebracht hätte. Um den Preis vorübergehender Entsagung – durch Triebaufschub, nicht Triebverzicht – behauptet er sich und erhält so sich und den Seinen die Perspektive auf neuen Lebensgenuss. Statt alles auf einmal anzustreben, beachtet er Ort und Zeit und die richtige Reihenfolge.

Das alles vermag unser rheinischer Bootsmann nicht und deshalb scheitert er. Heine weiß es, und das ist der Grund seiner Trauer. Er weiß allerdings auch, dass nicht jeder Mensch sich zum Format eines Odysseus emporbilden kann. Dieser Weltzustand begründet seinen Welt-schmerz. „Weltschmerz“, ein damals von Jean Paul neu geprägter Begriff, klingt heute eher altmodisch, bezeichnet aber etwas bleibend Richtiges: die Einsicht in die strukturelle Unvollkommenheit der Welt. Ich empfehle stattdessen den Begriff der Melancholie, Melancholie im Sinne von stiller Grundtrauer über das abgründige Sosein der Welt: den Sachverhalt, dass

viele Menschen dem Leben nicht gewachsen sind und dass das Leben für die meisten Menschen auf dem Erdball mehr Schmerz und Leid als Freude und Wohlergehen bereithält.

Melancholie gehört zu jedem reifen und realistischen Weltbewusstsein als *eine* Dimension dazu, allerdings nicht als die alleinige. Diese Melancholie ist trostlos, weil sie sich aus einem Geschehen speist, von dem das „Märchen aus alten Zeiten“ erzählt. Denn was einmal geschehen ist, kann auch in der Zukunft wiedergeschehen. Felsenriffe, an denen menschliche Projekte zerschellen können, lauern überall. Und nicht nur auf den Höhen des rheinischen Schiefergebirges verdrehen fatale Frauenzimmer wie die Loreley Männern den Kopf, verdrehen im wörtlichen wie übertragenen Sinn.

Was treibt diese selbstverliebte, beziehungsunfähige Alleinunterhalterin an? Was treibt sie um? Jeden frühen Abend bei untergehender Sonne inszeniert sie sich mit großer erotischer Gebärde. In ihrer luftigen Höhe kann sie von niemandem gesehen werden. Nur ihr Lied mit seiner „wundersamen, gewaltigen Melodei“ ist rundum und weithin zu hören, bis hinab zu den Rheinschiffen. Wovon mag ihr Lied erzählen? Das ist nicht überliefert.

In einem ironischen Superlativ präsentiert Heine sie als „schönste Jungfrau“ und bringt sie in klassischem Märchenton dreimal mit Gold in Verbindung. Sie hat goldenes Haar, sie kämmt es mit einem goldenen Kamm, sie schmückt sich mit goldenem Geschmeide. Jedoch: Ihre äußere Schönheit ist nicht gepaart mit innerer Schönheit. Anmut, Liebreiz, Herzenswärme sind ihr fremd. Ihr schöner Körper ermangelt einer schönen Seele. Das Menschenopfer, das ihr Gesang täglich fordert, stört sie nicht im Geringsten. Auf dieses hat sie es abgesehen. „Das hat mit ihrem Singen die Loreley getan.“

Weder die strahlende Loreley hoch oben noch der Mitleid erheischende Schiffer tief unten laden zur Identifikation ein. Beide sind negative Repräsentanten ihres Geschlechtes, nicht dessen Zierden. Ihr Zusammenspiel endet desaströs. Das ist es, was Heine „traurig“ macht, allerdings nicht verzweifeln lässt.

Heines Ballade „Die Loreley“ ist ein Glanzlicht deutscher Lyrik. Ob allerdings sich sie zahllosen Touristen und Männerchöre die hintergründige Botschaft bewusst machen, die sie da lauthals herausschmettern, darf bezweifelt werden. Wie dem auch sei: fern aller Sentimentalität dürfen wir uns an dem Gedicht erfreuen und durch die darin enthaltene Warnung für die eigene Lebenskunst inspirieren lassen.